

Roseline Rannocho im Gespräch
(*1974 in Neuss)

Du hast nach einem dreijährigen geisteswissenschaftlichen Studium in Berlin in Karlsruhe Kunst und Medienwissenschaften studiert. Warum bist Du danach nach Berlin zurückgekommen?

Ich habe während meines Studiums in Karlsruhe meine Wohnung in Berlin behalten und mit Künstlerfreunden geteilt. Als ich dann Mitte 2004 zurückkam, hatte sich viel verändert, aber es war ein gutes Gefühl, die Stadt zu kennen und alles gleichzeitig wieder zu entdecken.

Was gefällt Dir in und an Berlin?

In Deutschland ist Berlin nun mal die größte und variantenreichste Stadt. Ich hatte mir auch Hamburg angesehen und war viel in südamerikanischen Städten unterwegs. Aber in Europa kam nur Berlin in Frage, nicht zuletzt, weil es hier verfügbaren Raum gibt.

Was ja Einfluss auf die künstlerischen Produktionsbedingungen hat?

Ja, dafür ist es wichtig „Raum“ zu haben. Oft denke ich, dass es Zeit sein könnte, hier die Zelte mal abzurechen, auch deshalb, weil die Stadt immer voller mit Künstlern wird. Aber verfügbare Raum gibt einem viele Freiheiten und Spielräume.

Ein Spielraum ist der Ausstellungsraum Montgomery Berlin, den Du zusammen mit Julia Pfeffer führst.

Montgomery schlummert ja gerade. Julia und ich hatten schon länger im Kopf gehabt, so etwas zu machen und als wir nach dem Studium aus Karlsruhe hierher kamen, haben wir einen Ort im Wedding gefunden, der uns als Atelier und als Ausstellungsraum diente. Wir zeigten Ausstellungen mit Künstlern aus unserem Freundes- und Bekanntenkreis, aber auch internationale Künstler, machten Konzerte oder Lesungen und gaben auch kleinere Editionen heraus.

Eine thematische Reihe von Ausstellungen hieß „Evangelisch/Katholisch“.

Fast alle Künstler behaupten von sich, sie seien nicht religiös. Aber in einem erweiterten Begriff ist auch der Kapitalismus protestantisch geprägt und viele Künstler bedienen sich religiös geprägter Symbole. Die Funktion, die Ästhetik und die Geschichte von Kunst und Religion haben ja auch sehr viel miteinander zu tun.

Wir sind mit diesem Raum in Berlin einigermaßen selbstbestimmt in Erscheinung getreten, natürlich gemeinsam mit vielen Künstlern und Künstlerinnen, die wir schätzen. Das Montgomery war ja auch ein sozialer Ort, an dem Leute zusammenkamen. Neben dem Ausstellungsraum gab es eine selbst gebaute Bar als Kommunikationsort, an dem man meist sehr lange und informell miteinander abhing.

Ist Montgomery eine Art Ersatz-Galerie?

Überhaupt nicht, das ist ganz wichtig. Montgomery ist ein unabhängiger Raum für Kunst, Autonomie, Mut und Fun und gegen Langeweile.

Ist Berlin mit seinen vielen Galerien ein großer Kunstmarkt?

Ich denke, es ist mehr ein Scoutingplace und ein Produktionsort. Hier gibt es viele Künstler auf einem ähnlichen Level von Unbekanntheit und Bekanntheit. Außerdem wird das Geld (mit Kunst) nicht in Berlin verdient. Dabei fällt mir ein, dass die Ausstellung ja *based in Berlin* heißt und darin steckt das Wort „Base“: Das ist für mich und meine Arbeit schon zutreffend und für viele andere Künstlerinnen, die hier leben, auch. Natürlich hat das alles auch mit der Globalisierung zu tun und wie wir uns heutzutage physisch und digital bewegen. Ich zum Beispiel habe meine Base hier und kann gut reisen, weil ich prozesshaft arbeite und meine Arbeit an verschiedenen Orten realisieren kann. Gut ist vielleicht, dass man viele Ausstellungen in Berlin sehen kann. Aber wie viele sind davon gut? Am Gallery Weekend hatte ich mich zum Beispiel auf Cady Noland gefreut und war dann sehr enttäuscht, wie die Arbeiten in der Galerie zusammengebracht waren.

Du sagtest, Berlin sei „voll“ mit Künstlern – ist das gut oder schlecht?

Es hat positive Aspekte, weil man viele Leute trifft. Und es bringt eine bestimmte Dynamik mit sich und macht kulturelle Unterschiede sichtbar. Die jungen Amerikaner z.B. haben eine ganz andere Geschwindigkeit, auch in ihrer Sprache über die Kunst und in dem Selbstverständnis etwas zu behaupten. Ich nehme große Unterschiede zwischen den Kontexten von den Künstlern, die in Berlin leben, wahr, mehr als zwischen den Generationen: Da gibt es z.B. die, die sich im institutionskritischen oder im Texte-zur-Kunst-Kontext aufgehoben fühlen und die finsternen Neoromantiker und solche, die digital unterwegs sind und noch Tausende andere. Ich glaube, diese zunehmende Quantität an Zusammenhängen und Individuen trägt aber nicht unbedingt zum Dialog bei, sondern schürt die Sorge darum, auch ein Stück vom Kuchen abzukriegen und dient letztendlich dem Kapitalismus (lacht). Ausschlaggebend ist für mich und meine Kunst aber nicht, dass ich permanent mit anderen Menschen zusammen bin, ich ziehe die Inspirationen zu meiner Arbeit nicht aus der Kunst anderer, sondern von woanders, schon auch von meinen Reisen nach Rio de Janeiro, aber eigentlich ganz woanders her...

Was fehlt in Berlin?

Grundsätzlich fehlt eine Art "groß" zu denken, ich meine großzügig, krass, radikal oder fett. Das fehlt auch bei den Künstlern, keiner macht mal eine Skulptur von 100 Metern. Auch eine große Ökonomie fehlt, im Grunde ist Berlin eine kleine entspannte Provinzstadt - und das finden ja alle so toll, die hierher kommen. Hier kann jeder so „vor sich hin experimentieren“, es gibt viel Freiraum, viele Nischen, was sehr gut ist. Ich glaube, das ist die andere Seite der gleichen Medaille. Dummerweise werden die Nischen und Freiräume weniger und die Mieten steigen.

Was wünschst Du Dir von *based in Berlin* und vom Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit?

Aufmerksamkeit für meine Arbeit und Kohle.

Das Gespräch mit Roseline Rannoch führte Ingeborg Wiensowski